

»Einarmigkeit überwinden« – Von Sünde und Erlösung reden heute¹

Anmerkungen zum Verhältnis von Verkündigung und Literatur II

»Sünde«, »Erbsünde«, »Sühne«, »Stellvertretung«, »Erlösung«: Diese Begriffe gehören zwar zum unverzichtbaren Vokabular jedes Predigers; was sie aber wirklich bedeuten, wie Menschen heute diese Begriffe hören und verstehen, das wird immer mehr zum Problem. Das theologische Binnenvokabular zur Beschreibung dessen, was man »Heilsgeschichte« nennt – also zu dem, was das Herzstück christlichen Selbstverständnisses ausmacht –, ist für viele Menschen heute zur bloßen Hülse geworden, leere Hülle ohne Inhalt. Und wenn Predigende unverdrossen und unreflektiert diese Begriffe weiter benutzen, werden sie problemlos in sich schlüssige Hörtexte abspulen können; die Menschen in ihrer Lebenswirklichkeit erreichen werden sie immer seltener. Einerseits werden diese zentralen Begriffe immer weniger als Beschreibungshilfen von Wirklichkeit verstanden, andererseits markieren sie aber jenen unaufgebbaren Versuch, das spezifisch christliche Verständnis der Beziehung von Mensch und Gott zu benennen. Welche Wege führen hinaus aus diesem Sprachdilemma?

Nach dem Blick auf neue Annäherungen an die Frage nach Gott (GWik 1/2004, S. 10–16) soll ein zweiter exemplarischer Blick in die Literatur klären, ob Schriftsteller auch in dieser Frage als Sprachlehrer angesehen werden können. Zunächst überrascht dabei der Befund, dass es allein aus den letzten 20 Jahren eine unüberschaubar große Zahl von Romanen gibt, die sich Jesus literarisch annähern. Man kann hier von einer regelrechten »Wiederentdeckung Jesu« sprechen (vgl. *G. Langenhorst: Jesus ging nach Hollywood. Zur Wiederentdeckung Jesu in Literatur und Film der Gegenwart, Düsseldorf 1998*). Fast alle dieser Romane sind unterschwellig von dem Versuch gekennzeichnet, das Besondere und Bleibende Jesu neu auszuloten. Am faszinierendsten ist hier sicherlich der Versuch von *Patrick Roth* (*1953), der in seiner Christus-Trilogie »Resurrection« (2003) ein literarisches Christus-Triptychon vorlegt, in dem tatsächlich der Versuch gewagt wird, Sündenverstrickung, Erlösungshoffnung und Auferweckungssehnsucht in heutiger Sprache neu auszusagen.

An dieser Stelle soll jedoch erneut der Blick auf lyrische Texte im Zentrum stehen, die exemplarisch und überprüfbar Tendenzen der Gegenwartsliteratur bündeln. Erste Beobachtung: Wenn sich Dichter mit jenen Grundtexten der Bibel auseinandersetzen, in denen von Sünde als Grundlage von »Heilsgeschichte« die Rede ist, deuten sie die Quellen gegen den Strich. Nicht die traditionelle Lesart der Texte wird betont, sondern ein neues Verständnis aus heutiger Sicht. Stellvertretend für eine Vielzahl von Zeugnissen möchte ich zunächst zwei in Form und Aussage ganz unterschiedliche Beispiele dazu näher betrachten.

Das erste Menschheitspaar der Bibel – Adam und Eva – ist in den archetypischen Vorstellungsschatz der Menschheitskultur eingegangen. Die jahwistische Erzählung vom idealen paradiesischen Anfang, vom Schuldigwerden durch die dem Menschen nicht zugedachte Erkenntnis dessen, was gut und böse ausmacht, schließlich vom Bannfluch der Vertreibung und dem Schuld-

mal der Ursünde gehört zu jenen Grunddeutungen der menschlichen Wirklichkeit, die im Unterbewusstsein zahlloser Menschen prägend bleiben, unabhängig von deren religiöser Überzeugung und Praxis. Diese Geschichte von Sehnsucht und Angst, Gehorsam und Versuchung, Scham und Schande, Zuwendung und Verwerfung stellt die Grundfrage nach dem tiefsten Wesen des Menschen. Kein Wunder deshalb, dass die Weltliteratur voll ist von Nacherzählungen, Ausschmückungen, Ausdeutungen, Gegenvisionen gerade dieser Gestalten. In der neueren Literatur überwiegt dabei der letztgenannte Punkt: SchriftstellerInnen verstehen sich vor allem als FürsprecherInnen von Adam und Eva. Die in der christlichen Rezeptionsgeschichte so belastete Idee der Erbsünde wird zurückgewiesen, um die lebenszugewandte Botschaft der biblischen Erzählung wieder neu zu betonen.

Von Liebe und Sterblichkeit: Rose Ausländer

Das wird gleich im ersten hier aufgenommenen Gedicht deutlich. Die Autorin, *Rose Ausländer* (1901–1988), zählt zu den großen deutsch-jüdischen Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts. In ihren immer knapper, genügsamer und karger werdenden Gedichten finden sich sehr häufig verschiedenste biblische Chiffren, Bilder oder Themen, vor allem aus dem Bereich der Urgeschichte, da hier allgemeinmenschliche Grundfragen verhandelt werden. Das hier abgedruckte Gedicht »Adam« entstand zwischen 1977 und 1979, ist also der Text einer Endsiebzigerin.

Adam

Tiere
zahn auch die wilden
Blumen Früchte
vom Geist erdacht
gewillt ihm zu dienen

Lebendige Luft
Vögel in Fülle

Alles

Aber
Adam
unwissend ewig
unwissend einsam
hatte noch nicht begonnen
da zu sein

bis die Gefährtin
aus seiner Rippe
sprang
um ihn zu lieben
und
sterblich zu machen

Der Blick der Dichterin richtet sich ganz auf Adam, den Menschen. Die ersten frei gesetzten Verse tupfen bewusst nur assoziationsstarke Fragmente auf eine imaginäre Leinwand, die jeder Leser leicht mit eigenen Bildern füllen kann. Sehnsuchtsziel Paradies, als Mosaik angedeutet bis hin zum abschließenden und zusammenfassenden »Alles«: Tiere, Blumen, Früchte, Luft, Vögel – die ideale Schöpfung; keine Spur von Gewalt, zahm auch jene Tiere, die wir heute als »wild« bezeichnen. Und all das »vom Geist erdacht« – nur hier wird die göttliche Dimension direkt angesprochen. Dass alles Geschaffene dabei »gewillt« ist, ihm – doch wohl auf den im Gedichttitel genannten Menschen Adam bezogen – »zu dienen«, kann verstanden werden als Kommentar zur Aussage der – im Buch Genesis vorangestellten, in der Entstehung aber späteren – priesterschriftlichen Schöpfungsgeschichte, der zufolge die Menschen herrschen sollen »über die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels, über das Vieh, über die ganze Erde und über alle Kriechtiere auf dem Land« (Gen 1,26).

Der zweite Teil des Gedichtes, eingeleitet durch das den Umbruch anzeigende »Aber«, deutet in wenigen Worten an, dass der idealtypische paradiesische Zustand für Adam keineswegs so war, wie man glauben mag: Das war gerade noch kein Leben für ihn, unwissend und einsam wie er war. Leben begann für ihn erst, als er in Eva – der Lebendigen und Leben-Schaffenden – die liebende Gefährtin bekam. Dasein als Leben im Vollsinn beginnt erst mit der Liebe – so deutet Rose Ausländer an. Liebe aber zieht immer Sterblichkeit nach sich. Der Preis für die Vollendung des Lebens in der Liebe ist der Tod – nur so aber ist Adam wirklich da, nur so erfüllt sich das Leben. Auf den ersten Blick paradox, auf den zweiten aber konsequent: Indem Eva durch Liebe das Leben schafft, schafft sie auch den Tod. Rose Ausländer lässt ihr Gedicht bei dieser Umdeutung der biblischen Erzählung enden, ohne auf die theologische Rezeptionsgeschichte der Begegnung von Adam und Eva einzugehen, ohne die Sündenfallgeschichte mit all ihren Konsequenzen und Schuldtheorien zu bedenken. Nicht um Sünde geht es ihr, sondern um die Würde des Daseins als Mensch im Kreislauf von Leben, Liebe und Tod.

Freispruch für Eva! – Christa Peikert-Flaspöhler

Einen inhaltlich ähnlichen, formal freilich ganz anderen Ansatz findet die christliche Dichterin *Christa Peikert-Flaspöhler* (*1927). Die zahlreichen Gedichte, lyrischen Gebete, meditativen Bibel- und Glaubensreflexionen der gebürtigen Schlesierin sind meistens bewusst als »Gebrauchslyrik« konzipiert, als Texte, die besonders in kirchlichen Frauenkreisen weit verbreitet, oft ganz konkret für spezielle liturgische Anlässe verfasst worden sind. Eines ihrer bekanntesten Gedichte aus den 80er Jahren trägt den Titel »Freispruch für Eva«.

Freispruch für Eva

Eva, Frau in der Frühe der Zeit,
so schön und so gut bist du, dass Adam dich
anschaut und liebt, du freust dich unbefangen
an deiner und seiner Liebe, Geschenke von Gott,
und die Schlange, Heilkraft der Göttin
verkörpernd, wohnt neben eurem Lager

Eva, Mutter aller Lebendigen,
ich sehe dich nicht mehr mit den Augen
verwundeter Männer, mit Augen, geblendet
von Machtsucht und Stolz
Eva, ich bin deine Tochter und Schwester,
begabt mit Brüsten und Schoß, beschenkt mit
Seele und Geist, durchströmt von Sehnsucht und
Liebe, erfüllt von Staunen und Hoffen,
verschwistert mit allem, was lebt
Eva, du hast nicht den Tod zu den Menschen
gebracht, Mutter aller Lebendigen,
nicht die Schuld vererbst du an uns, du
schenkst die Kraft und Bereitschaft weiter,
ganz für das Leben zu sein
Eva, ich spreche dich frei,
ich weise den Rufmord zurück, der Ehre und
Freiheit dir abschnitt im Dienste männlicher
Herrschaft dich zum Freiwild erklärte und
zur stimmlosen Magd bis zum heutigen Tag
Zur Ganzheit sind wir geboren als Töchter
Gottes

Christa Peikert-Flaspöhler hat immer wieder gerade den biblischen Frauen lyrische Stimme verliehen. Ihr Anliegen ist dabei eindeutig jener feministischen Theologie verpflichtet, die für Frauen wie Männer im neuen Blick auf die viel zu lange verdeckten weiblichen Traditionen in Bibel und Gottesbild Ganzheitlichkeit schaffen will. Das vorliegende Gedicht ist als ein »Gegenlied« konzipiert. Das wird schon in der gleichzeitig perspektivisch verfremdenden wie aktualisierenden Anlage des Textes deutlich: Viermal spricht das lyrische Ich Eva direkt dialogisch an. Zunächst wird Evas Schönheit gerühmt und die Unbefangenheit ihrer Liebe zu Adam gepriesen, die hier direkt als Gottesgeschenk gedeutet wird. An die Seite dieses Gottes tritt freilich die weibliche, heilkräftige Göttin, symbolisiert in der Schlange. Erste Bildrede gegen biblische Tradition also: Dem Bild von der Schlange als satanischer Versucherin wird das Bild der Schlange als Verkörperung der weiblichen Göttin – übersetzbar als: Bild der weiblichen Züge Gottes? – gegenübergestellt. In der zweiten Strophe bringt sich die Sprecherin des Textes selbst mit ein als heutige Deuterin der biblischen Erzählung. Sie hat den patriarchal-unterdrückenden Blick abgelegt, entdeckt in ihrer »Mutter« oder »Schwester« Eva ein Vorbild für stolze Freude am weiblichen Körper und Geist, ganz ausgerichtet auf das Leben. Die zweite Bildrede gegen biblische Tradition: eine Absage an den machtgerigen und stolzverblendeten Blick einer rein männlichen Deutetradition. Die dritte Strophe besteht nun vollends aus der Zurückweisung von zwei traditionellen Deutungen Evas. Sie ist gerade nicht Todesbringerin, nicht Erbschuldgründerin, vielmehr Fürsprecherin des Lebens. Die vierte Strophe formuliert den konsequenten Schluss: Eva wird freigesprochen von falschen

Überlagerungen. Mit ihr werden aber auch alle »Töchter Evas« – alle Frauen – als ganzheitliche Töchter Gottes rehabilitiert.

Beide Arme weit offen – Hilde Domin

Was folgt aus solchen lyrischen Neudeutungen der Paradieserzählungen? Sie weisen jene Lesart zurück, die zu Missdeutungen der großen biblischen Heilsbegriffe geführt und die anfangs aufgeführten Vokabeln zu Leerformeln ausgehöhlt haben. Stattdessen betonen sie die lebenszugewandte Dynamik der biblischen Erzählung. Doch nachgefragt: Bleibt hier überhaupt noch Platz für Denkmuster, die mit dem Begriff »Heilsgeschichte« verbunden werden können? Führt der Blick auf solche Gegentexte nicht zu der Konsequenz, die ursprüngliche und traditionelle Lesart zu verabschieden und aufzugeben?

Gegen solche weitreichenden Schlussfolgerungen sprechen andere Texttraditionen, die den beiden Adam-und-Eva-Gedichten an die Seite gestellt werden sollen. Es geht um Texte, die Heilsgeschichte nicht vom Anfang her betrachten (»Paradies und Sündenfall«), sondern vom Ende (»Kreuz und Erlösungshoffnung«). Als Rückverweis auf die historische Todesstätte Jesu, gleichzeitig aber als Grundsymbol der Verbindung von Vertikaler und Horizontaler, als Signum der Beziehung der Menschen untereinander und der Beziehung von Menschen zu Göttlichem ist das Kreuz das Zentralsymbol des Christentums. In einem herausragenden Schlüsselgedicht von *Hilde Domin* (*1912) wird es zum Anlass kreativer Sprachsuche.

Hilde Domin gilt als eine der wichtigsten Lyrikerinnen deutscher Sprache in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Als Jüdin in Köln aufgewachsen, wurde die intellektuell hochbegabte, 1935 in Staatsgeschichte promovierte junge Frau von den Nazis ins Exil vertrieben. Den Ort ihres Exils, *Santo Domingo*, hat sie in ihrem Namen zum festen Bestandteil ihrer Identität verewigt. Nach 22 Jahren kehrte sie nach Deutschland zurück, seit 1961 ist sie in Heidelberg zu Hause. In wenigen schmalen Lyrikbänden hat sie seitdem ihre Grunderfahrungen thematisiert: Vertreibung, Flucht, Heimatsuche, den Umgang von Menschen miteinander, die Sehnsucht nach Glück, die häufig auch in biblischen Bildern formulierte unaufgebbare Hoffnung. In diesem überschaubaren Werk finden sich Texte von bleibender Prägnanz und Sprachkraft. Dazu zählt das folgende Gedicht, in dem sie versucht, aus jüdischer – oder allgemein menschlicher – Perspektive auf Jesus als am Kreuz gehenkten Schmerzensbruder zu blicken. »Ecce homo« wurde in der Sammlung »Ich will dich« im Jahre 1970 zuerst veröffentlicht.

Ecce homo

Weniger als die Hoffnung auf ihn

das ist der Mensch

einarmig

immer

Nur der gekreuzigte

beide Arme

weit offen

der Hier-Bin-Ich

»Seht den Menschen, ecce homo!« (Joh 19,5) – dieses Pilatuswort über den abgeurteilten, gemarterten, verhöhnten Jesus gibt dem kurzen, in nur ganz wenigen, aber sehr genau kalkulierten Worten gesetzten Gedicht nicht nur den Titel, sondern zielt im Sinne einer Frage auf die Kernaussage: Was ist das, der Mensch? Das ganze Gedicht ist vor dem Hintergrund dieser Pilatusgeste lesbar. Die erste, für sich allein stehende Zeile gibt eine erste Antwort: Der Mensch, das ist jemand, der stets hinter den Erwartungen an sich selbst zurückbleibt, der stets die auf ihn, auf sich selbst gesetzten Hoffnungen enttäuscht, stets sich selbst in seinen Ansprüchen verfehlt: »Weniger als die Hoffnung auf ihn«. Menschsein ist stets Mangeldasein, Fragment, Versuch, Stückwerk, letztliches Scheitern. Der folgende Dreizeiler bestätigt diese Lesart in einem poetischen Bild: Einarmig ist der Mensch, verkrüppelt, unfähig, das zu sein und zu tun, was er eigentlich sein und tun könnte und müsste. Unbeholfen, unfähig, sich und anderen zu helfen, oder, wenn nicht unfähig, dann immer nur teilfähig.

Das aber ist nicht die ganze Antwort auf die Frage, was er sei, der Mensch. »Hoffnung« – in der ersten Zeile des Gedichtes programmatisch angesprochen – hat einen Zielpunkt, bekommt eine Perspektive, findet eine Vision: im »gekreuzigten«. Bewusst ist dieses Wort im Text kleingeschrieben. Ja, es geht hier zweifelsfrei einerseits um ihn, *den* Gekreuzigten, um Jesus, aber eben *nicht nur* um ihn. In der Kleinschreibung nimmt Hilde Domin all die anderen tatsächlich oder im übertragenen Sinne gekreuzigten Menschen in die folgende Aussage hinein. Was zeichnet den Gekreuzigten, die Gekreuzigten im Gegensatz zu den zuvor porträtierten »normalen« Menschen aus? Wo der Mensch normalhin einarmig bleibt, verkrüppelt, unfähig – da ist der Gekreuzigte zweiarmig, komplett, gerade weil sich diese Arme ausspannen zur weit geöffneten Einladung. Diese Offenheit bedingt freilich allergrößte Schutzlosigkeit und Verwundbarkeit – eben der bedingungslos Offene und Schutzlose wird zum Gekreuzigten.

Wie aber konkretisiert sich diese offene Einladung? Im »Ich-bin-da«, in Jahwe: »Hier-bin-ich«, in jener Gottesbezeichnung also, mit der sich Gott dem Mose aus dem brennenden Dornbusch als treuer, sich sorgender, auf Seiten der Menschen stehender und wirkmächtiger Gott offenbarte (vgl. Ex 3,14). Im gekreuzigten Menschen – so Domin – zeigt sich Gott neu, wird der Jahwe des Alten Testaments neu sichtbar: in dem einen Gekreuzigten genauso wie in all den anderen ihm Vorausgegangenen oder Nachfolgenden. Nachfolge aber nicht tragisch missverstanden als krampfhaftes Leidsuche, als bedingungslos-ohnmächtiges Ducken unter unerklärliches Schicksal, sondern als Nachfolge in der Offenheit den anderen Menschen gegenüber, jener Offenheit, die Jesus »Nächstenliebe« genannt hat; Nachfolge als Versuch der »Einarmigen«, ihre öffnende »Zweiarmigkeit« zu entdecken. So wird Hilde Domins »Ecce homo« zu einer vorsichtig angedeuteten Wegweisung zu wahren Menschsein.

Ausblick: Neue Bilder für ewige Wahrheit

Aus theologischer Sicht betrachtet, versucht Domins Text Karfreitagserfahrung und Ostererfahrung in ganz neuer Sprache, mit ganz neuen Assoziatio-

nen als bleibend aktuelle Botschaft zu formulieren. Gerade darin liegt die Faszination dieses Gedichts, das mit dem Bild der Einarmigkeit ein eindrückliches Symbol neu geprägt hat. Einarmigkeit als Bild für die »sündhafte Verfassung« des Menschseins, Hoffnung auf »Zweiarmigkeit« im Zeichen der Gekreuzigten, in denen sich wahrhaft Jahwe zeigt als Bild für »Erlösung«: Das ist ein Beispiel dafür, wie es möglich sein kann, Grundzüge der biblisch bezeugten Beziehung von Mensch und Gott in unverbrauchter Sprache neu auszusagen. In solchen Bildern ist sicherlich nicht »das ganze Dogma« der traditionellen Lehre des Christentums enthalten, in der Tendenz der Suchbewegung aber weisen sie in eine wesentliche Richtung. Nicht um erschöpfende Übertragung geht es dabei, sondern um Annäherungen, die die Lehrsprache nicht ersetzen wollen, wohl aber deren inhaltliche Aussagen erfahrungsnäher, innerlicher, erdverbundener ausdrücken können. Denn nur so kann es Predigenden gelingen, »einander die Wahrheit herüber zu reichen« (vgl.: Jörg Seip: Einander die Wahrheit hinüberreichen. Kriteriologische Verhältnisbestimmung von Literatur und Verkündigung, Würzburg 2002): indem man kreativ, sprachgenau und behutsam das Eigentliche des Christentums neu in Sprache kleidet.

Georg Langenhorst

¹ Vgl. ausführlich zum Thema: Georg Langenhorst: Gedichte zur Bibel. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde (München 2001)